

# BESPRECHUNGEN

## Kirche

PÉREZ AGUIRRE, Luis: *Glaubwürdigkeit zurückgewinnen!* Die Kirche und ihre ungelösten Probleme an der Schwelle zum Dritten Jahrtausend. Luzern: Edition Exodus 1994. 176 S. Kart. 27,50.

Der aus Uruguay stammende Autor ist Jesuit und in Lateinamerika bekannt wegen seines Einsatzes für die Menschenrechte. Er bekennt, dieses Buch aus Verantwortung, Unruhe und Liebe gegenüber der Kirche geschrieben zu haben. Sein Hauptanliegen ist dabei, einen Beitrag zur Überwindung ihrer Glaubwürdigkeitskrise zu leisten. Die Glaubwürdigkeit der Kirche leidet für Aguirre am Widerspruch zwischen Reden und Handeln, zwischen der Verkündigung Jesu und dem Verhalten der offiziellen Kirche. Dabei ist besonders schädlich, daß die Kirche mit zweierlei Maß mißt: „Jedermann weiß, daß die Kirche viel von der Option für die Armen, von Gerechtigkeit, von Freiheit und Menschenrechten redet, aber leider glauben nur wenige, daß die Kirche wirklich bereit dazu ist, das zu sein und zu tun, was sie von anderen verlangt.“ (32)

Aguirres Gewährsleute in seiner prophetischen Kirchenkritik sind Befreiungstheologen wie Jon Sobrino und Leonardo Boff und Bischöfe wie Pedro Casaldáliga. In der Tradition der Bischofsversammlungen von Medellín und Puebla ist für ihn die Glaubwürdigkeit der Kirche ganz wesentlich mit der Option für die Armen verbunden. In diesem Zusammenhang schreibt er den bedenkenwerten Satz: „Sie (die Kirche) kommt eher in Gang, wenn jemand ein religiöses Symbol, ein Gotteshaus, eine religiöse Darstellung oder einen kirchlichen Würdenträger beleidigt oder gegen eine kulturelle und gesellschaftliche Norm verstoßen hat, als um der tiefen Verwundung willen, die das wahre Bild Gottes im Armen Tag für Tag empfängt.“ (34)

Aguirre läßt in diesem engagiert geschriebenen Buch kaum ein heißes Eisen aus den aktuellen kirchenpolitischen Diskussionen unberührt: die Frage der Bischofsnennungen, die Pastoral für

wiederverheiratete Geschiedene, die kirchliche Sexualmoral, die Frauenfrage, die Finanzgeschäfte der Kirche. Dabei geraten manche Gegenüberstellungen etwas holzschnittartig und schwarzweiß. Doch es ist das Recht prophetischer Rede, eklatante Mißstände auch scharf zu artikulieren. So bleibt es unverständlich, warum im Anschluß an die spanische Veröffentlichung dieses Buches ein kirchliches Lehrverfahren gegen Aguirre eröffnet wurde. *M. Maier SJ*

„*Fir Glawen a Kultur*“. Die Jesuiten in Luxemburg (1594-1994). Hg. v. Josy BIRSENS. Luxemburg: Hémecht 1994. 345 S. (Hémecht. 46. H. 1.) Kart.

1994 konnte in Luxemburg das 400. Jubiläum der definitiven Niederlassung des Jesuitenordens gefeiert werden. Aus diesem Anlaß wurde in einem sorgfältig und ansprechend gestalteten Sonderband der Zeitschrift für Luxemburger Geschichte „Hémecht“ das vielfältige Wirken der Jesuiten historisch dokumentiert. Der Zweisprachigkeit des Landes entsprechend sind die Beiträge teils deutsch und teils französisch verfaßt. Eine kurze Zusammenfassung in der jeweils anderen Sprache ist den Beiträgen angefügt.

Die beiden ersten Teile der Festschrift befassen sich mit der Geschichte des bereits 1603 gegründeten Luxemburger Jesuitengymnasiums unter pädagogischer, kultureller und auch künstlerischer Rücksicht sowie mit der pastoralen Tätigkeit der Luxemburger Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Zäsur setzte die Aufhebung des Ordens im Jahr 1773. Der dritte Teil hat die schwierige Rückkehr der Jesuiten erst am Ende des 19. Jahrhunderts und ihr Wirken bis zur Vertreibung durch die Nationalsozialisten im Jahr 1941 zum Gegenstand. Der vierte Teil behandelt schließlich die Aktivitäten der Luxemburger Jesuiten von 1945 bis in die Gegenwart. Dankenswerterweise ist neben der breiten Darstellung des Wirkens der Jesuitenpatres auch ein Beitrag den Verdiensten der Jesuitenbrüder gewidmet.

Für die Geschichte dieser Zeitschrift von besonderem Interesse ist der Beitrag „Das Schriftstellerheim der deutschen Jesuiten in Luxemburg“ von Emile Krier (255–271). Nach dem Verbot des Jesuitenordens 1872 im Kontext des Kulturkampfs mußte auch die damals erst sieben Jahre alte Zeitschrift „Stimmen aus Maria Laach“ Deutschland verlassen. Nach Exilsetappen in Belgien und den Niederlanden ließ sich die Redaktion im Jahr 1899 in einem eigens erbauten Schriftstellerhaus in Luxemburg nieder. Thematisch fallen in diese Luxemburger Jahre der Zeitschrift der Literaturstreit, in dem es um Definition und Auftrag katholischer Literatur ging, der Gewerkschaftsstreit über das Verhältnis von katholischen Arbeiterorganisationen zur kirchlichen Hierarchie und die Auseinandersetzung mit Darwinismus und Monismus. Die Positionen, die dabei in der Zeitschrift vertreten wurden, waren in der Regel streng antimodernistisch und ultramontan.

Das rechtlich ungesicherte Statut der Jesuiten in Luxemburg sowie finanzielle Gründe führten 1911 zu einem Verkauf des Schriftstellerhauses an die luxemburgische Regierung. Sowohl die Regierung als auch die Kirche in Luxemburg schienen nicht traurig über den Weggang der schriftstellernden Jesuiten. Bedauern darüber soll es „nur bei einigen alten, ultrakatholischen Damen“ gegeben haben (268). Nach einer Übergangszeit in Valkenburg und nach der Lockerung des Jesuitengesetzes im Jahr 1913 ließen sich die „Stimmen aus Maria Laach“ 1914 in München nieder, wo sie seit Oktober unter dem Namen „Stimmen der Zeit“ erscheinen.

Noch eine kleine, korrigierende Randbemerkung im Zusammenhang mit dem Kampf der Nationalsozialisten gegen den Jesuitenorden: Der „Führerbefehl“, alle Jesuiten seien aus der Wehrmacht zu entlassen, stammt nicht erst aus dem Frühjahr 1942, sondern ist mit dem 12. Juli 1941 datiert (250). *M. Maier SJ*

## Geschichte

BROWN, Peter: *Macht und Rhetorik in der Spätantike*. Der Weg zu einem „christlichen Imperium“. München: dtv 1995. 205 S. (dtv Wissenschaft. 4650.) Kart. 29,90.

Wo liegen die historischen Ursprünge der kulturellen und politischen Machtstellung, die das Bild der Kirche in Ost und West bis heute prägen? Dieser Frage geht der bekannte Princeton-er Althistoriker Peter Brown in gewohnter Klarheit nach. Er führt den Leser in den Mittelmeerraum der beginnenden Völkerwanderungszeit (300–450 n. Chr.), der immer noch von einer einzigen politischen Macht dominiert wird, dem römischen Kaisertum. Dessen Dauer und zunehmende Zentralisierung, so Brown, charakterisiere weniger brutaler Despotismus. Ein solcher herrschte lediglich in den großen Zentren. Vielmehr legten die Eliten gerade auch entlegener Provinzen von sich aus Wert darauf, Teil des kaiserlichen Erdkreises zu sein. Der kaiserlichen Autokratie entspreche die *Devotio* der Eliten, auch der kirchlichen. Als Beispiel nennt Brown immense Geld- und Sachgeschenke, die von Cyrill von Alexandrien nach Konstantinopel gingen,

um die Kaiserfamilie davon abzuhalten, sich der Partei des Johannes von Antiochien zuzuwenden (26–28).

Bischöfe wie Cyrill und Johannes konnten gar nicht anders als die Einheit der Kirche in erster Linie unter dem Aspekt der Einheit und Unangefochtenheit des kaiserlichen Imperiums zu interpretieren. Orthodox war, wer den Kaiser auf seiner Seite hatte. Das Imperium wurde nach zeitgenössischem Verständnis nicht mit nackter Gewalt regiert. Bildung (*Paideía*) und Macht hingen eng zusammen. Die großen Philosophenschulen hatten viele Generationen auch bester Politiker ausgebildet. Kenntnisse im Militärwesen, in der Verwaltung, vor allem aber im Gerichtswesen und in der Rhetorik waren für eine öffentliche Laufbahn unentbehrlich. Allerdings hatte sich das Schwergewicht zuletzt zugunsten von Verwaltung und Rechtswissenschaften verschoben. Die Redekunst diente mehr und mehr nur noch ornamentalen Zwecken. Extreme Beispiele hierzu liefern im Westen Symmachus und im Osten Libanios, der Lehrer des Johannes Chrysostomos. Auch Augustinus war nach sei-